

BETEN IM WANDEL DES LEBENS UND DER WELT

Predigt von Dr. Gerhart Herold am Sonntag Rogate 2017

München-Sauerlach

Ich habe ein Buch zu Hause stehen mit dem vielsagenden Titel „Der Mensch, das betende Tier“. Mir gefällt diese Formulierung. Sie sagt mir zwei Dinge:

1. Wir sind verbunden mit allen Lebewesen. Das Leben auf Erden hat sich in Milliarden Jahren entwickelt, und eine Beziehung zum ‚Schöpfer‘, zu Gott, war immer da. Vom Urknall an lebte in jedem Stein, in jedem Wassertropfen, in jeder Amöbe die göttliche Energie, mit der wir bis heute verbunden sind.

2. Das Gebet ist etwas Menschliches, nicht nur etwas Christliches. Ob es uns vom Tier unterscheidet, müssen wir nicht nachprüfen. Freuen wir uns aber darüber, dass alle Menschen beten. Gewiss werden sich diese Gebete unterscheiden je nach Alter, Kultur und Situation. Aber das Gebet verbindet uns rund um die Erde. Wer sich das klar macht, der findet das Beten nicht mehr so anstrengend; denn es muss nicht ‚richtig‘ sein. Es kann niemals ‚falsch‘ sein, eben weil es zum Menschsein gehört wie das Lachen, das Essen und der Schlaf.

Wer betet, sucht nach dieser uralten Verbindung - mit sich und dem Leben, mit Gott und dem Ganzen. Wer nicht mehr betet, der ist einsam geworden, so einsam, dass er das nicht lange erträgt. Es wird sich irgendwann ein Seufzer oder ein Glücksschrei aus ihm herausringen und ihn wieder öffnen für das Ganze des irdischen Lebens.

Es gibt so etwas wie eine Entwicklung des Betens. Spirituelle Lehrer unterscheiden vier Stufen. Vielleicht entsprechen sie den Altersstufen: Kindheit, Pubertät, Erwachsensein und Altersreife. Jede Stufe ist in sich sinnvoll und nicht zu kritisieren. Aber sie liegt auf einem Weg, den wir mit uns selber gehen, vielleicht wie in der Windung einer Spirale. Es kann aber auch geschehen, dass wir uns manchmal wie an einem Neubeginn vorfinden.

Kinder beten, weil sie wissen: Es gibt Wunder, und zwar jeden Tag aufs Neue. Sie erleben, wie hilflos sie sind und wie die Eltern für sie sorgen. Deshalb lautet ihr Gebet: „Lieber Gott, mach doch, hilf mir, lass mich nicht allein“. Dieser Kinderglaube hat in allen Menschen seine Wurzeln. Die Erfahrung der Transzendenz beginnt mit der Geburt: Es gibt Arme, die mich tragen, und Hände, die mich führen. Ich brauche nur zu schreien, dann kommt zu mir die Hilfe. Wer sich bei einem solchen Gebet ertappt, braucht nicht zu erschrecken.

Doch im Laufe des Lebens löst sich dieser kindliche Zugang zu Gott auf. Vielleicht so wie bei dem Mädchen, das beim Gewitter sagt: „Jetzt sind wir aber froh, dass wir einen Blitzableiter auf dem Dach haben!“ Aber eines ist wichtig: das Grundgefühl, ja es ist fast ein Grundwissen: Es gibt über den Eltern einen Anderen, Unsichtbaren, an den man sich wenden kann. Ja, die Eltern sind auch gleichsam ‚klein‘ vor Gott, der größer ist alles auf Erden. Deshalb ist das Tischgebet mit Kindern wichtig und das Abendgebet und ab und an der Kirchgang.

Der Jugendliche entdeckt seine eigene Kraft und will Abmachungen treffen im Gebet mit seinem Gott. Er erkennt, dass alles in der Natur seine Gründe hat. So hält er sich auch in seinem Glauben an die Devise: Wenn ich mich an die Gebote

halte, dann wird meine Zukunft gelingen. Der junge Mensch denkt moralisch und kämpft für Recht und Gerechtigkeit. So sucht er auch ein Bündnis mit Gott. Das verleiht ihm Sicherheit und Orientierung. Die Religionsgeschichte kennt viele Gebete, die wie ein Vertrag mit Gott aussehen. Mancher Mensch, der später ein Heiliger wurde, begann seinen Weg mit so einem Versuch: Mit Gott soll ein Handel abgeschlossen werden. Luthers Reformation z.B. nahm ihren Anfang in einem Gewitter. Auf einem Fußweg über Land tut Luther er das Gelübde: „Ich will ein Mönch werden“. Vieles, was wir als Aberglauben abtun, ist nichts anderes als so ein ‚wenn dann‘, auf das sich der Mensch verlassen will.

Der Erwachsene muss dann erfahren, dass sich so ein Bund nur schwer durchhalten lässt. Kaum einer kann die Bedingungen wirklich erfüllen. Der Idealismus bröckelt, und der Eifer für Recht und Gerechtigkeit kühlt sich ab an den Realitäten des eigenen Lebens. Nun muss etwas Neues beginnen, sonst droht die Resignation, die den Menschen zermürbt. Schon Propheten der Bibel kündigten an: Gottes Gebote findest du nicht nur außerhalb von dir geschrieben auf steinernen Tafeln, sondern in dir, in deinem Herzen. Du weißt, was es heißt, zu scheitern. Dein Leben gelingt nur dann, wenn du dich aus der Religion des guten oder schlechten Gewissens herauswagst, weil du siehst, wie du mit deinem Latein am Ende bist.

Gebete in dieser Phase des Lebens schwingen hin und her: auf der einen Seite der Ruf nach Hilfe wie im Kindergebet und auf der anderen Seite ein sprachloses Verstummen. Der Mensch erkennt, dass das Wesentliche nicht einfach machbar ist. Wir erfahren, was es bedeutet, frei und unverdient geliebt zu werden - als Ehepartner, als Eltern, auch als Manager im Unternehmen und als Gläubige, die einer unsichtbaren Macht nahe sind. Und dieser Unsichtbare sagt dir: Ich umgebe dich, ich sage Ja zu dir und lasse dich nicht fallen.

Es ist schon viel, wenn Menschen angelangt sind bei diesem Gebet des Erwachsenen. Mancher bleibt dann beglückt stehen, vielleicht auch mit Recht. Aber die spirituelle Entwicklung will weitergehen in eine vierte Phase, zum **Gebet der Altersweisheit**: Hier ist Gott nicht mehr der ‚Herr über uns‘. Es bricht die Erfahrung durch, dass er in uns wohnt. Nun betet der Mensch weniger *zu* ihm als *mit* ihm und *in* ihm oder gar aus ihm heraus. Gott wird nicht mehr gesucht droben im Himmel oder in der Hl. Schrift oder in den Sakramenten. ‚Der Himmel ist in dir‘, sagte Jesus. Das wissen viele Religionen. Er ist immer da, wie das Geheimnis des Lebens mit seinen unendlich dichten Verästelungen, die begonnen haben im Urknall.

So brauchen wir Gebete und Litaneien nicht deshalb, weil es so lange dauert, bis Gott gnädig gestimmt ist. Wir brauchen sie wegen uns, bis wir entdecken, wie viele Räume unsere Seele hat. Die Wirkung des Gebetes zielt nicht auf einen jenseitigen Gott, sondern auf uns und das Gegenüber, das wir in uns haben. Klein und hilflos dürfen wir ruhig einmal sein. Aber das Gebet verbindet uns mit uns selbst. Es entsteht eine Liebe zu allem Geschaffenen, gleichsam wie an der Türe zum Paradies. Hier haben Gebete für die Hungernden der Welt ihren Platz, weil wir etwas ahnen von der Geborgenheit, die wir suchen für die Welt.

Thomas von Aquin sagte einmal: „Es ist kein Ding so fern von Gott, dass es ihn nicht in sich hätte“. Auch im Zeitalter der Kirchenaustritte ist dieser Satz aktuell. Es kam einmal ein Student zu mir, der in die Kirche wieder eintreten wollte. Er nannte

einen einfachen Grund: ‚Meine Freundin betet abends im Bett, und da will ich mitbeten‘. Ich nahm ihn gerne auf, sagte ihm aber: Bei Gott gibt es kein „drinnen“ oder „draußen“.

Ich schlieÙe mit einem kleinen Gebet. Ein 10jähriiges Mädchen hat es gesprochen bei der Taufe seines Cousins: „Ich hoffe, dass immer jemand bei dir ist, der dich leitet, der dich behütet und dem du immer vertrauen kannst“. Das wünschen wir uns alle.

Amen